

Das Graubündner Himmelreich

Autor(en): **Lothof, Jacob P.D.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [20]

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587690>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Schanfiggtaler auf der Pirsch. Phot. Ida Bächt.

Eines verschwieg er ihr ganz: sein ehemaliger Meister war ihm äußerlich etwas vernachlässigt vorgekommen. In solch schäbigem Aufzug hätte er sich vordem nicht außer Dorfes sehen lassen.

Durch einen Bekannten aus Gersbach, den Sohn des Schreiners Manz, bekam Pauli in der Folge allerlei Neuigkeiten auch vom Laubenhofe zu hören. Dem Inzuben gehe es, wie er das an seiner Toch-

ter verdient habe, und er werde noch einmal ganz zum Kreuz kriechen müssen. Im Anfang habe ihm die Sohnsfrau in Stall und Feld das Regiment überlassen, wie er es denn auch bei Rudolfs Lebzeiten immer geführt habe. Aber sobald dann das mit dem Nisener angefangen, sei es mit dem Regieren von heute auf morgen aus gewesen. Und jetzt bekomme es Klaus Inzuben jeden Tag zehnmal zu schmecken und zu hören, daß ihn auf dem Laubenhof weder Pflug noch Pfofen auch nur mehr

(Schluß folgt).

Das Graubündner Himmelreich.

Mit einer Kunstbeilage und sechs Abbildungen im Text.

Nachdruck verboten.

Immer mehr sucht der Großstädter seine sommerliche Erholung in der unberührten Natur. Die Berge und Täler, die mit Netzen von Eisen-, Gipfel- und Drahtseilbahnen überponen sind, die überfüllten Hotelpaläste, das ganze elegante laute Getriebe lockt ihn nicht mehr; in tiefe Einsamkeiten zieht ihn seine Sehnsucht, in ferne Erdenwinkel, wohin Dampftröf und Auto nicht dringen und wo die Landschaft noch ihr ursprünglich Gepräge bewahrt hat. Freilich, leicht ist's nicht, solch verborgenes Paradies zu finden. In der Schweiz schon gar nicht, wo der Strom der Fremden Berge und Täler immer mehr mit seiner nivellierenden unpersönlichen Kultur überschwemmt. Immerhin gibt es auch hier noch Orte genug, die von diesem Schicksal verschont geblieben, zumal im romantischen Graubünden. Da gibt es noch stille friedliche Dörfer, verträumte Wälder, einsame Berggalden, die selten eines Fremden Fuß betritt. Wenige Wunder der Technik nur erlebt man hier, keine Gipfelbahnen führen uns mühelos auf die mit ewigem Schnee gekrönten Berge, kein Aufzug befördert Passagiermassen zu den silberweißen Riesenschlangen gleichenden Gletschern. Stolz und unnahbar ragen die uralten Alpenkönige in den südlich blauen Himmel. Aber dem rüstigen Wanderer, der die Mühe, zu ihnen zu gelangen, nicht scheut, zeigen sie sich vertraut. Spalten, Ritzen und Schründen erzählen wie Runen in einem Greifenantlitz von verfloffenen Jahrtausenden. Von Werden und Vergehen. Und das Fallen eines abbröckelnden Steines klingt „wie das Rücken des Sekundenzeigers auf der Weltenuhr“.

Solch ein idyllisch freundliches Tal ist das entzückende Schanfigg, das der Graubündner stolz sein „Himmelreich“ nennt. Hier brodet und braust die wilde Plessur, die oberhalb Arosa ihre Quelle hat und bei Chur in den jungen schlanken Rhein mündet. Dem Felsen abgerungen windet sich das schmale

Band der Berglehenstraße meist dicht am Abgrund hin. Selbst das Auto, das sonst in die unwirtlichsten Gegenden dringt, ist hier verpönt. Im ruhigen Schritt, hin und wieder im gemächlichen Trab ziehen stämmige Gänge die altväterische Postkutsche hinan, und sechs Stunden braucht es, bis der dreißig Kilometer lange Weg vom Anfang bis zum Endpunkt des Tals, von Chur bis Arosa zurückgelegt ist.

Chur, die Hauptstadt des Kantons, liegt eingebettet in einen Kranz von hohen Bergen, die steil aus dem Rheintal emporsteigen. Die Stadt ist alt, uralte. Die Kastelle Marsöl und Spinöl erzählen von der Zeit der alten Römer, die seit dem zweiten Jahrhundert v. Chr. in das alte Rätien eindringen, es später einer ihrer Provinzen einverleibend. Um 500 n. Chr. war es Bischof des heiligen Lucius, der dem wilden Bergvolk der Rätier die christliche Lehre predigte. Tausend Jahre später erfüllten heiße Glaubenskämpfe die Stadt: die Reformation brachte Umsturz und Kriegsgeschrei. Die Taten des streitbaren Pfarrers und Obristen Jürg Jenatsch, der Mord und Blutvergießen nicht scheute, um sein Vaterland von fremder Herrschaft zu befreien, erfüllten ganz Graubünden mit wildem Schlachtenlärm... Der Handel von und nach Italien blühte bereits im Mittelalter, und eine lange Reihenfolge angesehener und wohlhabender Geschlechter lebte in den engbrüstigen grauen Giebelhäusern Churs. Erst seitdem die Gotthardbahn den Uebergang nach dem Süden vermittelte, versiegte diese Quelle des Wohlstandes, und die Stadt wäre zum bedeutungslosen Provinztädtchen herabgesunken, wenn nicht der Verkehr mit den aufblühenden Landgemeinden ringsum einen teilweisen Ersatz böte. Das Prättigau mit Davos, das Engadin mit St. Moritz und Pontresina, das Schanfigg mit Arosa — für all diese Orte ist Chur der Mittelpunkt. Zum Teil zweigt sich

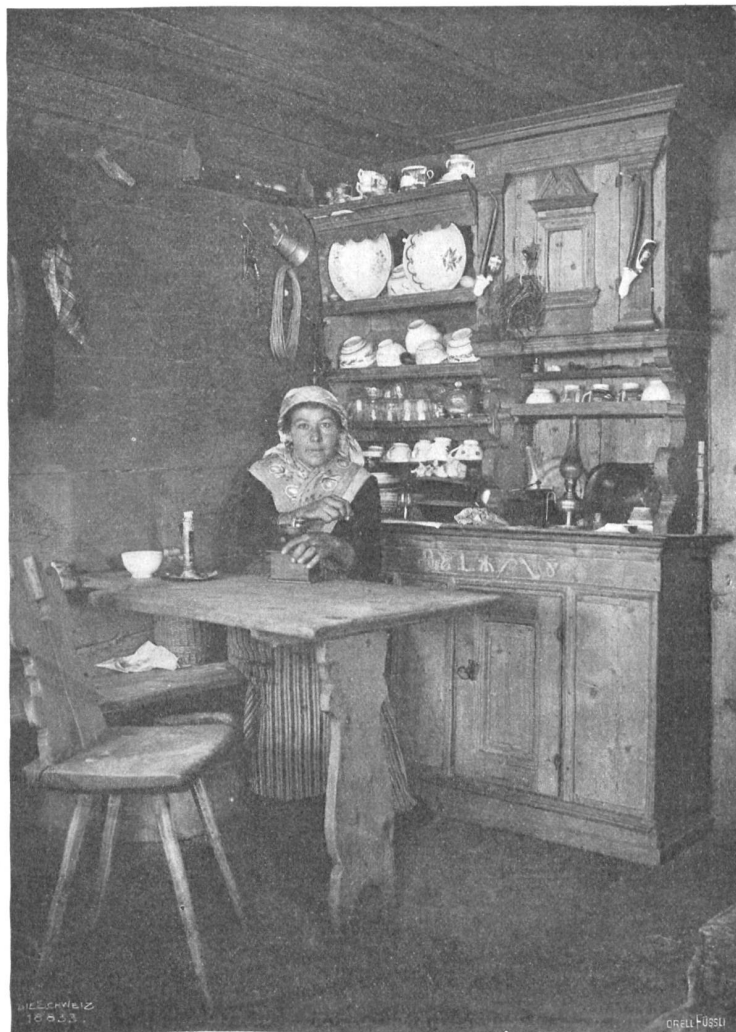
hier die Bahn ab, aber auch die Postkutsche vermittelt noch den Verkehr mit den Landgemeinden.

Im Hof des stattlichen Postgebäudes herrscht vor Abgang der Wagen reges Getriebe. Fast wähnt man sich in die gemütliche alte Zeit zurück, wenn die gelbe schwerfällige Postkutsche vorfährt... „Nach Arosa einsteigen!“ ruft einer der Angestellten und liest den Namen des Reisenden von der Passagierliste ab. Einige Minuten später knallt die Peitsche, und ratternd geht's im Trab über das holprige Pflaster. Durch graudüstere Häuserreihen hindurch, an deren Ertern uralte Wappen bröckeln, an brummegezierten Plätzen und ernsten Klostergebäuden vorbei, bis endlich der steil ansteigende Zickzackweg in die Berge führt. Hinter uns versinkt die Stadt. Bald ist's nur noch ein braunrotes Gespächel von Dächern, aus denen hier und da ein Turm stracks in die Höhe schießt. Zuletzt sieht's nur noch aus wie ein winziges Menschenneß, das da sicher geborgen liegt zwischen weinbewachsenen Bergsockeln vom silbernen Band des Rheins umschlungen. Da — eine scharfe Wegbiegung, und das Schanfiggtal öffnet sich vor uns.

Schanfigg ist ein uraltes Wort und bedeutet: erschöpft. Wahrscheinlich drückt sich darin schon die Härte und Schwere des Lebenskampfes in diesem Gebirgswinkel aus. Schon in frühen Zeiten war das Tal bewohnt, und einige graue Ruinen und zertrümmerte Burgen zeugen noch von alter Ritterherrlichkeit. Der älteste Weg durch das Schanfigg folgte dem Lauf der Plessur in allen ihren mutwilligen Krümmungen und Biegungen. Die neue Poststraße — erst 1875 angelegt — überwindet den Höhenunterschied zwischen Talamfang und -ende (etwa 1200 Meter) in fast gleichmäßiger Steigung. Wie ein graues Band schlingt sich dieser Weg um die Berge, an altem Tannenwald vorbei, in dem vom braunsamigen Moosboden die purpurgrauen Stämme kerzengrade in die Höhe streben, dann wieder über hügelige Strecken zwischen Wiesen und Matten hindurch. Auf diesen grasen im Sommer die Ruhherden. Weiter oben auf den Hängen, wo es steiler wird und der felsige Boden nur spärlich mit dürrem Gras und magerem Heidekraut bewachsen ist, suchen die Schafe ihre Nahrung. Zwischen dem genügsamen Wollvieh springen wohl auch bewegliche Ziegen — zahme Gemsen, wie sie der Volksmund scherzend nennt — herum. Auch wirkliche Gemsen gibt's noch im Schanfigg. Freilich erst viel weiter oben, in den unwirtlichsten Teilen der Berge. Am Welschtobel und in der Nähe der Plessurquellen sind sie sogar noch in verhältnismäßig großer Anzahl zu treffen. Der Weg führt jetzt weiter hinauf. Steil fällt der Hang an der einen Seite hinab, und manchem Reisenden wird es beim Hinabschauen in den Abgrund etwas bänglich zumute. Der eine oder andere greift wohl auch nach Münchhausenart nach der Wagenlehne oder dem Arm seines Reisegenossen! Spärlich am Weg verstreut liegen ein paar Dörflein. Tausend Meter hoch das kleine Maladers. Eine Stunde später erreicht man durch einige in den Fels gehauene Tunnel hindurch Castiel, bekannt seines erfrischenden Mineralwassers wegen. Eine alte verwitterte Burgruine, der Calfreifen, überragt auf hohem Fels das Dörflein. Mittwegs wird das stattlichere, langhinstreckte St. Peter erreicht. Hier hält die Post ein halbes Stündchen, und die Reisenden können sich in der freundlichen Wirtsstube stärken. Es folgt Langwies, von wo ein Saumpfad über den Strelapaz nach Davos führt. Das Schanfiggtal wendet sich nun in scharfer Biegung nach

Süden. Die Straße führt nach einem Weilschen über eine steinerne Brücke, deren anmutige Bogen aus dem Felsen herauszuwachsen scheinen, auf die linke Seite der Plessur, und bald kommt die letzte Station vor dem Ziel, das Dörflein Rütli, in Sicht. Sie gleichen sich alle, diese stillen Dörflein. Alt und verfallen sind ihre von der Sonne schwarzbraun geflegten Holzhäuschen, deren Balken meist fromme, in wunderlicher Schnörkelschrift gemalte Sprüche zieren. In der Mitte des Orts erhebt sich die Kirche — einer sorgsamten Henne gleich, die treulich Häuser und Hütten bewacht.

Die Bewohner des Schanfigg sind arm. Ihren harten durchfurchten Gesichtern sieht man es an, daß der Kampf ums Dasein hier oben in den Bergen schwerer und mühsamer ist als anderswo. Etwas Hartes, Schwerfälliges ist auch ihrem Wesen eigen. Die Worte kommen ihnen nicht leicht vom Munde, und viel freundliches Reden ist nicht ihre Sache. Dennoch halten sie treu zueinander. Vielleicht nicht bloß aus Herzensgüte und freundschaftlichem Empfinden. Aber die weltferne Einsamkeit dieser Dörfer weckt wohl oder übel das Gemeinschaftsgefühl der aufeinander Angewiesenen. Der Gefahren gibt es ja manche: Brand, Hochwasser, Lawensturz und Steinfall bedrohen die Sicherheit, und wo nicht Selbsthilfe energisch eingreift, ist der Gebirgler rettungslos den Elementen preisgegeben. Kultur ist nur wenig zu dem arbeitsamen Völkchen gedrungen. Selten, daß einer einmal etwas Gedrucktes zur Hand nimmt — abgesehen etwa von der Bibel oder einem Stück Zeitung, das zufällig ins Haus kommt. Und von den



Im Innern einer Schanfigger-Hütte. Phot. F. Junginger-Gefli.



Der Helsli-See ob Arosa (2150 m). Phot. F. Junginger-Geftli.

älteren Bauern macht manch einer ein Kreuz, wenn er bei irgend einer wichtigen Gelegenheit seinen Namen schreiben muß. Fast alle Bewohner des Schanfigg haben denselben südlichen Typus: dunkles Haar, braune Augen, gelbliche Hautfarbe. Sie stammen von den alten Rättern ab, diesem Berg-voll geheimnisvoller Herkunft, in dem sich keltische und etruskische (?) Elemente mit römischem Erobererblut mischten. In ihrer Sprache, dem Romaniß oder Romauntsch, auch Chur-welsch genannten Idiom ist freilich das Lateinische vorwiegend, es beträgt nahezu vier Fünftel des Wortschatzes. Diese interessante Sprache, die nur noch in einem eng begrenzten Gebiet Graubündens gesprochen wird, muß indessen dem immer mehr andringenden Einfluß des Deutschen weichen, und trotzdem in neuerer Zeit manches zu ihrer Erhaltung getan wird, scheint sie dem allmählichen Untergang geweiht. Mit seinem karglichen Leben ist der genügsame Schanfiggtaler leidlich zufrieden. Seiner geringen Neigung zu Geselligkeit wird bei Hochzeiten, Taufen und Begräbnissen Genüge getan; auch das Schlachten von Vieh und die Abhaltung der Wahlen bieten Gelegenheit zum Beisammensein. Der festliche Höhepunkt der Woche bildet der sonntägliche Kirchgang. Nach der Predigt versammelt man sich auf dem Kirchplatz um den nirgends fehlenden Brunnen, und da wird mancher Schwatz gehalten und manche Neuigkeit verhandelt. Der Bursche schaut unter den festlich geschmückten Mädchen nach einer Braut aus, die Alten besprechen Gemeindeangelegenheiten oder schließen ein Geschäftchen ab, das dann in der Dorfschenke beim Glase Veltliner besiegelt wird.

Das letzte der Schanfiggdörfer — Rüti — ist auch das kleinste und armseligste. Weder Schule noch Kirche nennt es sein eigen, nur ein Wirtshaus, in dem die Fuhrleute einkehren, um den dünnen Landwein zu trinken oder die steinharte Wurst

— Landjäger genannt — zu verzehren. Langsam geht's von da ab bergan. Das letzte Stück ist das steilste, und die Pferde haben Mühe, die schwere Kutsche hinaufzuziehen. Endlich, am späten Nachmittag ist Arosa erreicht. Höhen und Wälder treten zu beiden Seiten des Weges zurück, das Tal öffnet sich, und ein entzückendes Panorama liegt vor unsern Blicken.

Arosa ist auf einem Ausläufer des Tschuggen erbaut. Die Poststraße schneidet ihn in zwei Teile, und zu beiden Seiten leuchten fröhlich und hell die Hotels, Sanatorien und Villen aus dunkeln Waldesgrün oder von sanft hügeligen Matten herüber. Auf einem Fels in der Mitte des lang hingestreckten Ortes ragt die hübsche kleine, vor kurzem erbaute Kirche empor. Mit ihren gelbweißen Mauern, dem zimmerroten Dach und dem goldglänzenden Kupferturm zeichnet sie sich scharf und deutlich ab gegen die in der Ferne verblassenden Wälder am Fuß des schneegekrönten Erzborns. Doch noch mehr bietet sich den bewundernd staunenden Blicken der Postreisenden. Ein See, wie ein glänzender Opal in einem Kranz von Bergen gefaßt, liegt vor uns — der Obersee. Glatt wie geschliffener Kristall ist seine Fläche. Wiesen und Wälder, Hütten und Häuser, Berge und Himmel — alles spiegelt sich so deutlich drin, daß Spiegelbild und Wirklichkeit ein einziges Ganzes zu formen scheinen, nur von der feinen Uferlinie in zwei gleichmäßige Hälften geschieden. Kleine flinke Boote schwimmen wie bunte Schwäne lustig auf und ab. Die Ruder zerschlagen auf einem Moment das Spiegelbild in tausend Stücke, aber bald fügen sich die schwankenden Scherben wieder aneinander und fließen zu einem ruhigen, scharf umrissenen Ganzen zusammen.

Ein wenig weiter, auf der andern Seite der Poststraße, tief unten im Tal, leuchtet abermals eine glänzende Wasserfläche auf. Kleiner, aber lieblicher und geheimnisvoller als

sein großer Bruder liegt der Untersee in einer dunkeln Umrahmung von hohen, ernsten Tannen, deren verschlungene Wurzeln er bespült. Arosas schönster Spiegel ist es. Besonders am Abend, wenn im Dorf die Lichter angezündet sind und die weiche Dämmerung mit ihren goldenen Punkten und Streifen, ihren samtigen Dunkelheiten und flimmernden Lichtscheinen wie ein Märchen aus Tausendundeine Nacht anmutet.

Der Postplatz, den die Rutsche gleich darauf erreicht, ist das eigentliche Zentrum des Ortes. Doch obwohl hier die meisten Reisenden froh und erleichtert den Kumpelkisten verlassen, ist's noch nicht das Ende der Straße. Im Gegensatz zu dem um Ober- und Untersee liegenden sog. Außer-Arosa, das erst in den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren entstand, ist Inner-Arosa mit der Endstation der Post das ursprüngliche Dorf. Nur eine große Alp ist's, dies uralte Inner-Arosa, und über und über mit dunkelbraunen Hüttchen und Ställen besät. Hoch oben ein bescheidenes Kirchlein mit altersgrauen Mauern und moosbewachsenem Holzturm. Durch enge Bogenfensterchen gleitet ein spärliches Licht ins Innere, wo früher Gott zur Ehre gebetet und gesungen wurde. Früher — denn seitdem die neue Kirche erbaut wurde, bleibt es geschlossen. Bei den Toten hält es getreulich Wacht, die auf dem Friedhof ringsum den ewigen Schlaf schlafen. Ganz still ist's hier. Nur die verrostete Windfahne stöhnt hin und wieder leise auf, oder die



Arosa im Sommer, von Balfana aus. Phot. F. Junginger-Sefti (dep. Wehrli A.-G., Altschberg-Zürich)

Glocken des grasenden Viehs und das Gejodel des Hirten klingen aus der Ferne herüber. Und als Grundbaß rauscht die Pleksur ihr eintöniges Lied dazu. Ganz in der Nähe hat sie ihre Quellen, in den kleinen Bergseen, die wie verborgene Edelsteine am Fuß der Erz- und Rothörner in der Sonne blinken. Eine gewaltige Mauer bilden diese Bergriesen, und als wär's das Ende der Welt, schließen sie mit ihren leuchtend weißen Zinnen das Schanfiggtal — das Himmelreich Graubündens — ab.

† Jacob P. D. Löffhof.

Das rätoromanische Bauernhaus.

Nachdruck verboten.

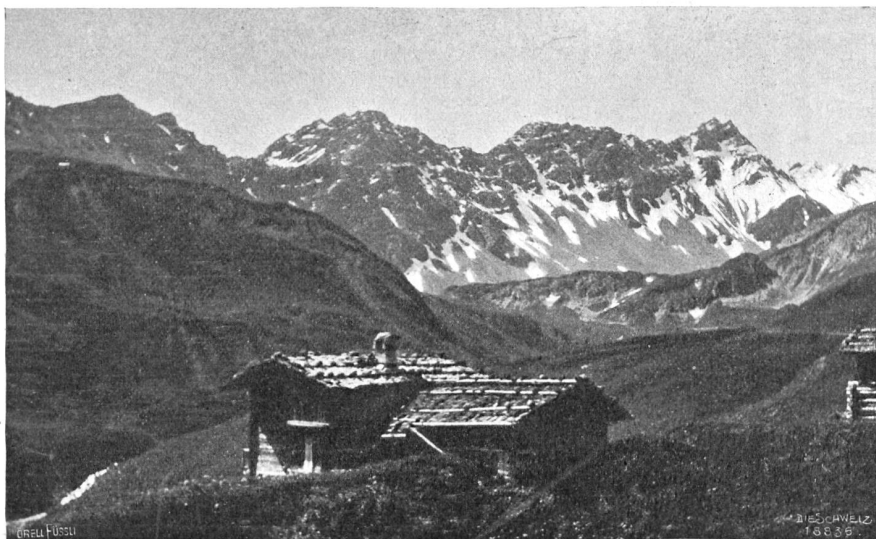
Mit zwölf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Wenn wir die langgestreckten, in der Form zumeist recht ruhig verlaufenden Talschaften des Bündnerlandes durchwandern, so fällt uns auf, wie die Dorfschaften an den Hängen immer höher emporsteigen, je weiter wir in die Bergwelt

eindringen. Diese Erscheinung ist bedingt durch das uralte Bestreben des Menschen, sich in Anordnung und Bauart seiner Siedelungen dem Klima und der Bodengestaltung anzupassen. Dem schmalen, von hohen Steilwänden flankierten Talboden

fehlen nun Licht und Sonne, auch ist er gar oft der Gefahr der Ueberschwemmung durch Sturzbäche und Wildwasser wie auch der Verschüttung durch Murgänge und Erdrutsche ausgesetzt. Und so nimmt denn mit der zunehmenden Dichtigkeit der Berge auch die Höhenlage der Dorfschaften zu, auf daß diese der belebenden Einwirkung des Sonnenfeuers theilhaft werden und vor Beschädigung durch Flut und wandernde Erde geschützt seien. Im Hochtal des Engadins zumal ist wegen des rauhen Klimas die Ausnützung der Sonnenbestrahlung von großer Wichtigkeit.

Von den Siedlungsformen herrscht im Kanton Graubünden die Dorfanlage gegenüber dem Einzelhaus vor. Im Engadin hat diese ausschließlich die Form des



Schanfigger Bütte. Phot. Ida Bafst.